

überhritten hat. Aber das Beispiel des A zeigt uns, wie weit sich die Praxis vorstüchtiger Staaten von Theorie entfernt. Frankreich hat die Conversion der 4 $\frac{1}{2}$ -%igen Rente nur in 3 $\frac{1}{2}$ -%ige Rente vorgenommen, obwohl dafelbst der Zinsfuß von 3% seit 100 Jahren ungefähre Unterstützung für die Conversion hat. In Preußen steht die 4 $\frac{1}{2}$ -%ige Rente seit vielen Jahren hoch über pari und die 3 $\frac{1}{2}$ -%ige nur wenige Percents unter pari, und doch fröhnte sich die Regierung gegen die Conversion, welche eine bedeutende Zinsenerparnis bedeuten würde. Dabei sind die Staatsgläubiger Deutschlands und Frankreichs nur im Anlande zu suchen, während Oesterreich noch immer an das Ausland stark verschuldet ist. Die Conversion der Rente ist heute überhaupt noch nicht möglich. Sie würde aber auch in zwei oder drei Jahren eine gefährliche Operation sein. Sie wird, so wie die großen Conversionen des Jahres 1892, zwar eine neue intensive Haussbewegung inaugulieren, sie wird aber noch mehr als die jetzige krankhaft sein und alle Symptome der über-speculation zeigen. Und doch wäre es auch möglich, daß man selbst im Anlande große Parzahlungen forderte. Jedenfalls aber wird eine neue Mißwanderung der im Anlande befindlichen Titres eintreten und eine neue Agionoth hervorgerufen werden, so wie die großen Conversionen des Jahres 1892 die jetzige Agionoth bewirkt haben. Durch die Conversion würde also die Salutaregulierung neuerdings und wahrscheinlich endgiltig compromittiert werden. Deshalb wäre es die Pflicht des Finanzministers, unzweideutig zu erklären, daß er sich für unmöglich halte, so lange die Parzahlungen nicht aufgenommen und durch mehrere Jahre ohne Zwischenfälle aufrecht erhalten werden. Wenn dann die Zinsfußverhältnisse noch gleich günstige sein werden, wird er mit Recht die Conversion vornehmen können. Erfolgt dieses unzweideutige Dementi aber nicht, so wird die Conversionfrage von Haussiers immer neu aufgewischt werden. Die Speculation muß dann immer mehr um sich greifen, die Course werden dann immer weiter steigen und dadurch dürfte die Conversion dem Finanzminister eines Tages geradezu aufgedrungen werden, wenn ihm auch seine bessere Einsicht sagen sollte, daß er dadurch auf die Salutaregulierung endgiltig verzichtet.

Kunst und Leben.

Die Premieren der Woche. Paris. Théâtre de la République, „la fille des chiffonniers“ von Anicet Bourgeois und Ferdinand Duqué. Odéon, „Célimène aux enfers“ von Charisic Maret. Comédie Parisienne, théâtre des poètes, „l'habit du maître“ von Le Caffeur de Nançay; „Keruzel“ von Louis Tiercelin, Musik von Guy Monarty. Ambigu Comique, „la voleuse d'enfants“ von Eugène Granyé und Lambert Thiboult. Brüllet, Théâtre Molière, „Tosca“ von Sardou. Victoria, „Der Probekuß“ von Julius Bauer und Hugo Wittmann, Musik von Carl Millöcker. Nationaltheater, „So sind sie alle“ von Mannstädt und Mellin, Musik von Mannstädt.

„Gewisse mittelmäßige Stücke müssen auch schon darum beibehalten werden, weil sie gewisse vorzügliche Rollen haben, in welchen der oder jener Actor seine ganze Stärke zeigen kann“, hat Lessing gesagt und so mag man in dieser trostlosen Saison der Auferstehung aller Todten dem Deutschen Volkstheater auch die Reprise des „Joursir“ von Hugo Bürger verzeihen, weil da Herr Thrott „seine ganze Stärke zeigen“ kann. Sein Botosanni, schon vom Stadttheater her berühmt, gefällt den Leuten sehr, weil er genau das ist, was sie bei dem Worte Ungar so vage empfinden, der Ungar der Wiener Anelboten; und ihre Meinungen vom Leben sehen sie viel lieber auf der Bühne als das Leben selbst. Fräulein Glöckner, die die ersten Jahre gar nichts spielen durfte, muß jetzt plötzlich alles spielen, Naive, Sentimentale, ja die „scharfen Damen“ sogar, und man ist auf dem besten Wege, die muntere und angenehme Soubrette so um allen Kredit zu bringen. Nichts schadet mehr, als gute Schauspieler in schlechte Rollen zu stellen: selber werden sie an sich irre, trauen sich nichts mehr zu, verflüßeln sich, da ihre natürlichen Mittel nicht zu reichen scheinen, lassen unruhig herum und um nur um jeden Preis gewaltsam zu wirken und den Beifall zu zwingen, scheuen sie die schlimmsten Mädchen nicht; und das veränderliche Publicum, das so selten den Schauspieler von der Rolle zu trennen weiß, gewöhnt sich, sie nicht mehr zu achten. So verderben schöne Hoffnungen durch die Schuld der Directoren, die doch die Pflicht hätten, wie Laube sagte, „ein aufsteigendes Talent immer mit den Augen eines Familienvaters zu betrachten, der die Angehörigen bis auf die höchste Staffel bringen möchte.“ Auch Herr Giampietro könnte davon erzählen.

Im Carltheater wird jetzt „Coeur d'ange“ von S. Regal und R. Gué, Musik von Raoul Wader, eine unglaublich schlechte und langweilige Operette, unglaublich langweilig und schlecht gespielt.

S. S.

Zu dem in der letzten Nummer besprochenen Dienstagabend des Quartets Rosé fand ein Zwillingconcert am darauffolgenden Freitag statt. Dort das Mozart'sche Clarinetquintett, hier das Werk gleicher Besetzung von Brahms, dort ein Streichquintett von Brahms, hier ein Beethoven'sches Quartett, dort eine dreistimmige, hier eine vierstimmige neue Sonate dieselbe, wie im ersten Concert, ich meine nämlich eine für die Anordnung zweckmäßigste Stellung eines neuen Wertes ist wohl die in der Mitte des Abends. Da dies wegen Schonung der Clarinette nicht anging,

so hätten die Sonaten an den Beg. die Quintette an den Schluß des Concertes gesetzt werden sollen; denn einerseits bringt gerade der aufmerksame Hörer nicht mehr die volle Spannkraft für die dritte Nummer mit, andererseits mußte auch das Abfallen im Klang vom Streicherchor zum Clavier die Wirkung von vorneherein beeinträchtigen. Wenn trotzdem auch die F-moll-Sonate mit ihrem frischen clarinetmäßigen Schlußsatz großes Interesse erweckte, läßt sich erweisen, wie viel mehr dies unter günstigeren äußeren Verhältnissen der Fall sein würde, einen Interpreten wie M. H. F. d. stets voranzusetzen. Im großen Quintett erregte diesmal nicht der zweite, sondern der erste Satz die größte Begeisterung.

Man schreibt uns aus Berlin: Die Münchener 24 haben zur Zeit im Salon Schulte ihre dritte Ausstellung in Berlin. Wenn diese Ausstellungen weniger Erfolg gehabt, weniger Propaganda für die neue Kunst gemacht haben, als wünschenswert gewesen wäre, so liegt die Schuld an den Künstlern selbst, die für Berlin niemals ihr Bestes hergegeben haben. So arbeiten sie mit ihren Veranstellungen für die Berliner und Kiefler. Es ist eine merkwürdige Taktik, gegen die stärkste feindliche Position das schwächste Geschütz aufzuführen. Auch ein abgefehlener Angriff gilt als Sieg der Verteidiger. Achten man aber die Position zu gering, um mit ganzer Kraft anzugreifen, dann ist es schon besser, man läßt es ganz. Die erste Ausstellung wirkte wenigstens noch durch die Redetheil und Frische der Werke. Man schimpfte; aber man interessierte sich. Nun ist der wilde Sturm und Drang vorüber, die Künstler schaffen viel gesünder und ruhiger. Aber sind die Bilder zu gut, als daß man sich entziehen, so sind sie doch nicht gut genug, daß man sich begeistern könnte. Es fehlen die großen Eindrücke, die bleibenden Erinnerungen. — Eine Skizze von Albert Keller. In schwanzendem flackerndem, sahlem Licht sieht man eine Nonne aufgebahrt. Hinter der Bahre, daß nur die bleichen, verhärmten Gesichter aus dem Dunkel unheimlich vorpringen, trüben die anderen und schauen mit großen, neidischen Augen auf die befreite, die „glückliche“ Schwester. Das ist das eigenartige Werk von allen, vielleicht das einzige, das haften wird. Aber für uns nur, für das Publicum zählt es gar nicht mit. Und das Publicum soll doch gewonnen werden. — Uhde's „Die Flucht nach Ägypten“, ist schwach, nichts brillantes Interieur einer Kirche gehört zum eisernen Bestand der Schattlichen Ausstellungen; Hugo Kaufmanns Porträts blühen sehen wir alljährlich wiederkehren. Das sind doch Dinge, die in einer Eliteausstellung von Künstlern, die aber andere so scharf zu richten wissen, nicht vorkommen sollten. Gensowenig wie wir da Bilder finden sollten wie die nicht studierten und nicht gemalten Malereien Frey Alexanders. Für diesen Import müssen wir wirklich freundlich danken. Das lassen wir im Hause machen. — Wunderbar ist eine Abendstimmung; „Aus der Rheinpfalz“ von Erler, der nach unfehlbaren Ausfüllen in ein romanisches Land anderer sich in der Heimat wiedergefunden hat. Ein paar Farbentöne, ganz einfach, aber durchweht von tiefer Empfindung. Außerordentlich etwas schottisch, im Kern aber deutsch und Erterisch. Landenberger überträgt Harrisson'sche Bilder in's Münchenerische. Sehr tüchtig, aber ich glaube, er ist zu gut zum Nachahmer. Keller — Reutlingen, vielleicht der reifste und feinste der modernen Landschaftler, hat ein schönes Abendbild geschickt. Better und Bloch scheinen auch des Experimentierens, das besonders dem etwas nüchternen Bloch gar nicht natürlich stand, milde zu sein. Sie können dadurch nur gewinnen. Ueberhaupt scheint es, auch in einzelnen Bildern von Boudard, als ob die fremden Federn, mit denen man sich eine Zeit aufzuköpfen liebte, abzufallen begännen. Das wäre ein Segen. — Zwei sehr begabte Bildhauer, Palm und Hofmann debütieren mit brillanten Porträts. Treu und scharf beobachtet, sind sie doch breit und sitzvoll gearbeitet. Und darauf wird's ja doch schließlich, wie immer in der Kunst, ankommen.

Bücher.

Dr. Rudolf Singer. Das Recht auf Arbeit in geschichtlicher Darstellung. Jena 1895, Gustav Fischer.

Am 23. Februar 1776 gab es in Paris ein politisches Auto-dafé: es wurde eine Broschüre, „Die Mißstände der Feudalrechte, von Francalet“ betitelt, öffentlich verbrannt. Ihr Verfasser, der diese Mißstände darin grell beleuchtet und an die Initiative des Königs zu ihrer Abschaffung appelliert hatte, Pierre-François Boucher, ein Beamter Turgots, entging nur durch die Fiktionsprache des Ministers den Verfolgungen der Privilegierten. Er war, als die Revolution begann, Privatsecretär des Herzogs Egalité, und schrieb wieder im Jahre 1789 ein Pamphlet „Ueber die Notwendigkeit und die Mittel, die erwachsenen Arbeiter mit Vortheil zu beschäftigen“. Die ersten Gläubiger des Staates, sagt er darin, sind die Hände, die nach Arbeit verlangen, und der Boden, der auf sie wartet, deshalb sollen sie mit Arbeit versorgt werden, denn „Jeder hat ein Recht auf Subsistenz, aber dieses Recht jetzt eine Pflicht voraus — die Arbeit“. Das alles war nichts neues. Schon das Ancien Regime hatte in schlechten Jahren Nothstandsarbeiten veranstaltet müssen; Turgot hatte sie in Limoges vorzüglich organisiert: das Armenunterstützungswesen bildete den Gegenstand eingehender Beratungen. Dort, wo, wie in England, ein verhältnismäßig geregeltes Armenwesen bestand, war bis zu den Tagen des Rathus das Recht auf Arbeit von Staatswirten, wie von Philantropen unbeskränkt geblieben. In Frankreich war nebst dem regellosen Armenwesen, dem Steuerdrucke, der auf der ländlichen Bevölkerung lastete und der zwischen Hungersnoth und Entwertung schaukelnden Getreideverorgungspolitik noch der starre Abfluß der Lüste einer Regelung des Arbeitsmarktes in den Weg getreten. Durch Handels- und Gewerbefreiheit glaubten deshalb die Physokraten alle Arbeitslosigkeit bannen zu können: gläubig gingen sie an der Formel „Recht auf Subsistenz — Pflicht zur Arbeit“, und in dieser Gestalt findet man sie in dem „Abriss der politischen Oekonomie“ ihres deutschen Berchters, des Markgrafen Carl Friedrich von Baden. Mit der Revolution wird das Recht auf Subsistenz durch Arbeit an Arbeitsfähige, Unterstützung an Unfähige, ein politischer Triumph der jeweiligen Machthaber, die damit weitergehenden Forderungen der Agrarcommunisten die Spitze abzubrechen suchen. Aber erst die Entwicklung der modernen Großindustrie, die ersten Krisen des Jahrhunderts verließen dem Problem der Arbeitsversorgung früher ungeahnte Dimensionen. Fourier, St. Simon und Robert Owen erkannten es zuerst; sie alle erkennen eine Reorganisation